

Urbane Utopie

Ein Museum für die Zukunft

In Mafalala, einem Armenviertel von Maputo, ist das bislang wohl einzige Museum eines afrikanischen Slums entstanden. Seit einem Jahr erinnert es an die großartige Geschichte seiner Bewohner*innen und will mithelfen, eine bessere Zukunft zu gestalten.

Von Stefan Ehlert

Sie nennen sich „The Untouchables“, die Unberührbaren – eine Tanzgruppe sparsam bekleideter junger Männer, die an diesem Nachmittag im „Museu Mafalala“ zu dröhnender Popmusik auf mehr als laszive Weise deutlich machen, dass sie es sehr schön finden, einander auf jede erdenkliche Weise zu berühren. Als künstlerisches Bekenntnis kann ihre Performance aufgefasst werden, nach dem Motto: Wir stehen zu unserer Sexualität, wir lassen uns nicht einschüchtern von religiösen Eiferern oder vermeintlichen Moralaposteln. Wo sonst in Maputo könnte eine solche Vorstellung stattfinden als an diesem Ort, auf der sonnenigen Terrasse im Hof des Museums Mafalala?

Angelina Magibire von der mosambikanischen Frauengruppe MovFemme hatte zum Auftakt einer Aktionswoche gegen häusliche Gewalt ganz bewusst das neu eröffnete Museum Mafalala ausgewählt und die Aktivist*innen der LGBT-Organisation Lambda mit ins Boot geholt. Rund 50 Menschen aus Mafalala selbst, aber auch aus dem Umfeld der Aktivist*innen, diskutieren im Hof über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung, Gewalt und Vorurteilen. Es fließen Tränen, vielen stockt die Stimme während sie sprechen, weil ihnen erst jetzt, beim öffentlichen Erzählen, so richtig bewusst zu werden scheint, was sie erlitten haben. „Wir wollten auf keinen Fall in eines der Hotels gehen, in die üblichen sterilen Konferenzräume, wir wollten den Bürger*innen nahe sein und nicht abgehoben“, erklärt Organisatorin Angelina Magibire ihre Wahl des Veranstaltungsortes. Außerdem, sagt sie, habe das ganze Viertel Mafalala eine Geschichte, die sehr gut zu den Zielen der Frauenbewegung in Mosambik passe.

Mafalala mit rund 25.000 Einwohner*innen ist eines der informellen Viertel von Maputo. Als die Stadt noch Lourenço Marques hieß und lange vor dem Zweiten Weltkrieg, wurde es zu einem

Schmelztiegel der vom Land Zugewanderten, derjenigen, die aus der „weißen“ Innenstadt verbannt worden waren, das Viertel der Lebenshungrigen, der Assimilierten, der Kneipengänger und Musiker. Die Portugies*innen unterschieden sich in ihrer rassistischen Ausgrenzung nur wenig von ihren weißen Nachbar*innen im späteren Südafrika der Apartheid. Sie legten Wert darauf, dass Schwarze des Nachts die besseren Viertel wieder verließen, in denen sie tagsüber als Arbeitskräfte geduldet waren. Das zentral gelegene Mafalala war beliebt bei diesen Menschen. Hier gab es einigermassen bezahlbaren Wohnraum, von hier war die Arbeitsstätte gut zu erreichen. Und manchmal waren auch schon Familienangehörige oder Freunde vor Ort, die einem den Start erleichterten.

Berühmte Bewohner*innen

Eine ganz Reihe von Menschen wuchs hier auf – damals noch kaum bekannt oder auch nur öffentlich aktiv – die aber später weit über sich hinauswuchsen. Einige halfen mit, ihr Land zu befreien von den portugiesischen Kolonialisten und zählen heute zu den ganz großen Namen der mosambikanischen Politik, wie Staatsgründer Samora Machel (1933-1986) und sein Nachfolger Joaquim Chissano, der im Oktober 80 Jahre alt wurde.

Ein anderer hob die Herzen und den Stolz der mosambikanischen Fußballfans, wie der legendäre Eusébio da Silva Feirreira (1942-2014), Mosambiks Fußballexport von Weltruf. Der Pionier der jüngeren mosambikanischen Marabenta-Musik, Fany Mpfumo (1928-1987), kam – wie könnte es anders sein – aus Mafalala, wo er Tradition und Jazz zu einem unverkennbaren Mix verwob und seine Musikerkarriere mit einer selbst gebauten Gitarre begann. Hier lebte zeitweilig auch eine der einflussreichsten Dichterinnen und Journalistinnen des Landes, Carolina Noémia Abranches de Sousa Soares (1926-2002). „Unsere Stimmen“, hieß eines ihrer bekanntesten Werke.

Diese Stimmen sind zumeist bereits verstummt, doch in der Erinnerung, nicht nur der Bewohner*innen von Mafalala, spielen sie eine große Rolle. „Und auch für das Selbstbewusstsein der Menschen hier sind sie wichtig. Dies ist einer der ärmsten Slums von Maputo“, sagt Ivan Augusto Laranjeira (36), Mitbegründer und Direktor des Museums im Skype-Interview. In Mafalala habe die Mehrheit der Einwohner*innen keine würdigen Lebensbedingungen, keine eigenen Toiletten, kein Recht an dem Land, auf dem ihre Hütten stehen. Trotzdem strotze das Viertel nur so vor Geschichte, sagt Laranjeira: „Dieses Bairro ist selbst ein lebendiges Museum“. Und jetzt besitzt es tatsächlich ein eigenes Museumsgebäude, das vermutlich einzigartig ist in Afrika, glaubt Laranjeira. In Lateinamerika gebe es das häufiger, dort seien Museen bestimmter sozialer Räume besser etabliert, etwa in den Quilombos, den Siedlungen entfloherer Sklaven.

Seit Jahren führen Laranjeira und seine Mitstreiter*innen von der „Vereinigung IVERCA für Tourismus, Kultur und Umwelt“ Rei-

sende und andere Interessierte durch Mafalala, um ihnen jenseits der spektakulären „Tropischen Moderne“ des portugiesischen Architekten Pancho Guedes das Leben und die Geschichte der Mehrheitsgesellschaft im zentral gelegenen Mafalala nahezubringen. Daraus ergab sich die Idee eines Museums, denn die Geschichte dieser Armensiedlung ist ebenfalls außergewöhnlich, obwohl in den Kanälen der Müll stinkt und viele Häuser nur ebenerdige Blechbuden sind. Bewohner*innen, die der gehobenen Mittelklasse angehören und die über ein Auto und fließend Wasser im Haus verfügen, gibt es auch, aber es sind nur wenige.

Laranjeira warnt vor der steigenden Gefahr der Gentrifizierung von Mafalala, eben weil das Viertel so zentral liegt und sogar zu Fuß gut erreichbar ist zwischen der Altstadt von Maputo und dem schicken Polana. „Deswegen müssen wir uns auf die positiven Aspekte konzentrieren, wir versuchen, auf der Basis von Kultur und Geschichte eine Zukunft für dieses Viertel zu schaffen, mit Jobs für die Gemeinschaft.“

Allein 15 solcher Jobs seien durch das Museum geschaffen worden, sagt Laranjeira. Wegen der Corona-Pandemie musste er das Haus jedoch schon Anfang März schließen: „Es kamen einfach keine Gäste mehr.“ Nun versucht Laranjeira von Ersparnissen zu überleben und hofft, dass er das Haus, das ohne finanzielle Unterstützung des Staates auskommen muss, bald wieder öffnen kann. Für Juni war ein großes Festival zum einjährigen Bestehen geplant, doch darauf, dass es stattfinden kann, will der Kulturmanager nicht wetten.

Kreativer Hub

„Wir sind nicht staatlich“, sagt Laranjeira, aber natürlich habe der Staat das Museum zulassen müssen, man unterliege staatlichen Regelungen. Deswegen sei es ein großer Erfolg gewesen, dass Präsident Filipe Nyusi am 14. Juni 2019 die offizielle Eröffnung vorgenommen habe. Für Nyusi war das ein dankbarer Termin im damaligen Präsidentschaftswahlkampf. Für die rein private Initiative der Mafalala-Aktivist*innen war es mehr: eine wichtige Würdigung ihrer Arbeit und vielleicht sogar ein Versprechen für die Zukunft und die Entwicklung dieses historisch so bedeutsamen Stadtteils. „Das Narrativ ist jetzt ein anderes“, sagt Laranjeira. „Früher war das Viertel komplett vernachlässigt und heruntergekommen. Vergessen.“ Jetzt habe sich Mafalala als Brutstätte der Nationalhelden ins Bewusstsein und in die Geschichtsbücher eingeschrieben. Ein solches Viertel lasse sich nicht mehr so leicht ignorieren. Es hat sich nach den Worten Laranjeiras mit dem Museum nicht nur ein Denkmal gegeben, sondern auch ein Zukunftslabor.

„Dies ist der Platz der Zukunft, ein kreativer Hub“, sagt der Museumschef, hier werde Erinnerung bewahrt, Kunst geschaffen und über die Entwicklung des urbanen Raums gestritten. Konzerte, Ausstellungen, eine (bislang noch überschaubare) Sammlung zur Geschichte prägen das Programm des Museums, aber nicht im Sinne von Traditionspflege, sondern um einen Weg in die Zukunft zu finden.

Auch deswegen sei das Museum zweistöckig; auch deswegen rage es wie ein Fremdkörper über seine Umgebung hinaus, weil die jetzige Praxis der uferlosen Zersiedlung der Landschaft und der unaufhörliche Bau ebenerdiger Hütten bei einer so schnell wachsenden Gesellschaft wie der mosambikanischen keine Zukunft habe. Rund 30 Millionen Einwohner*innen sind es heute, aber bis zur Jahrhundertmitte könnten es bis zu 67 Millionen sein. Das Bevölkerungswachstum ist mit 2,9 Prozent eines der größten weltweit. Angesichts der erwartbaren wachsenden Urbanisierung müsse ins-



Szenetreffpunkt, Showroom, Arbeitsstätte: Der Hof des Museu Mafalala in Maputo. Nicht im Bild ist der kleine Friseursalon am Fuße der Fläche, wo junge Frauen auf Publikum und Kund*innen warten. Foto: Stefan Ehlert

besondere in den Ballungsräumen beim Städtebau ein Umdenken stattfinden, glaubt Laranjeira.

Gut sechs Jahre vergingen, bis 2019 aus der Museumsidee gebaute Wirklichkeit geworden war, mit Unterstützung der Europäischen Union und der deutschen Entwicklungszusammenarbeit. Kosten: 300.000 Euro. Der Bau selbst, seine Architektur und die verbauten Materialien, führen nach den Worten des mosambikanischen Architekten Remígio Chilale aus der Tradition der Holzbauweise über die klassischen Chapas (Bleche) bis hin zu Beton und Glas aus der neueren Zeit.

Vor allem die braune Blechverkleidung einiger Wände drängt sich auf als Zitat, als Anspielung auf die rostbraunen Flecken, die die Blechdächer der umliegenden Hütten prägen. In knalligem Gelborange heben sich die Steinwände des Museums dagegen ab von den grauen Wänden und der Tristesse entlang der bei Regen kaum passierbaren Sandpfade, die zum Museum führen. Es wäre sogar mit dem Auto erreichbar über die Avenida Angola. Aber der Weg zu Fuß, von Osten kommend, von der ehemaligen Stierkampfarena und der Premier Shopping Mall an der Avenida Acordos de Lusaka, gewährt bereits interessante Einblicke in das soziale und wirtschaftliche Leben Mafalalas mit seinen Autowerkstätten, Friseursalons und den Gemüsehändlerinnen am Wegesrand. Im Museum Mafalala waren bislang nur wenige von ihnen, ergibt eine kleine Zufallsumfrage. Aber jede und jeder weiß, dass es das Museum gibt und kann dem Besucher den Weg dahin erklären. Und während sie das tun, ist ein leiser Stolz unüberhörbar: Aha, scheint sich die Gemüsefrau zu denken, da kommt von weither so ein "Mulungo" ("ein Reicher") mit Kamera um den Hals. Und der interessiert sich für unser Viertel?!

Stefan Ehlert ist Historiker und freier Afrikakorrespondent. Er lebt seit 2018 in Maputo. Zu seinen Kunden zählen die ARD, der Deutschlandfunk und die Agentur epd.